



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Meydenbauer, Hans: Ursache und Wirkung

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Nur ein Weg, sah er, konnte zum Ziele führen: die Vergrößerung und Abrundung der Monarchie. Er war kühn genug, ihn seinen Nachfolgern zu weisen und bereits die Grenzen des künftigen Staates zu ziehen. Gelangten seine stolzen Pläne alle zur Ausführung, dann erhob sich Preußen in Europa wie ein wuchtiger, massiver Block, fest in sich und auf seiner Kraft beruhend, trutzig und furchtgebietend. Dann mochte Preußen, wie Friedrich sehnd hoffte, „zu einer der bedeutendsten Mächte des Kontinents“ werden und auch „an Lebenskraft die ältesten Monarchien überdauern“. Dazu gehörten freilich, wie er als Vorbedingung hinzufügte, tatkräftige Herrscher, ein gut diszipliniertes Heer, geordnete Finanzen und eine Staatskunst, die günstige Gelegenheiten klug und geschickt auszunutzen verstand.

Kühn aber auch, wie Alexander, hieb der König mit dieser Lösung des Problems den gordischen Knoten in der Mitte durch. Was ihn dagegen von dem mazedonischen Helden unterscheidet, ist der bedeutsame Umstand, daß nicht die Leidenschaft und maßlose Eroberungslust ihn stachelten. Weit ausgreifend und doch mit zielbewußter Beschränkung legte er die Grenzen des neuen Reiches fest, das, wie wir nicht vergessen dürfen, nur deutsches Land umfassen sollte; denn auch Westpreußen war altes Ordensland. Ja, unter dem frischen Eindruck der überstandenen großen Gefahren des Siebenjährigen Krieges hat er im Testament von 1768 seine Nachfolger sogar vor übereilten, verhängnisvollen Entschlüssen eindringlich gewarnt, indem er als ersten Gesichtspunkt die Behauptung der Monarchie hinstellte und erst in zweiter Linie von ihrer Vergrößerung sprach.

Der unter schweren Mühen und Nöten gebaute Staat ist heute zusammengebrochen, aber, wie wir mit fester Zuversicht hoffen, nicht begraben. Friedrich spricht, das sind wir gewiß, auch zu den kommenden Geschlechtern.



## Ursache und Wirkung

Von Ministerialdirektor z. D. Dr. Hans Meydenbauer



Die Händler rufen: Nur das freie Spiel der Kräfte kann uns wieder hochbringen, wem verdanken wir unsern Aufstieg? Nur der wagemutigen Arbeit unserer großen Kaufleute und Industriellen! Drum weg mit bürokratischer Engherzigkeit und Einschnürung. Der Ruf wird nicht schwächer, obwohl die letzten Monate des freien Handels durch das Loch im Westen seine Wichtigkeit doch etwas zweifelhaft gemacht haben. Das ist nicht böser Wille, auch nicht nur eine Verwechslung des eigenen Geldbeutels mit dem des Staates. Es spielt wenigstens bei den Gutgläubigen eine Verwechslung von Ursache und Wirkung hinein, die sich auf dem Gebiet der politischen Schlagworte öfter beobachten läßt.

Die demokratischen Parteien rufen: Nur Freiheit und Gleichheit der politischen Befugnisse wird die Kräfte frei machen, die aus unsrem Sammer wieder hinausführen. Wir müssen das demokratischste Volk der Welt werden, das Wahl-

recht muß noch mehr verbreitert werden, dann wir's schon gehen! Die Erfahrungen der letzten Zeit lassen auch diese Lehre fragwürdig erscheinen. Das schadet ihrer Verbreitung aber offenbar nur wenig. Auch hier läßt sich die beliebte Verkehrung des Kausalitätsgesetzes beobachten.

Zuerst zum „freien Handel“: Da ist klar, daß er friedliche Zustände unbedingt voraussetzt! Der Weg zum Erzeuger und von ihm zum Verbraucher muß frei sein. Jede Einschränkung von hoher Hand bringt überflüssige und schädliche Gefahrmomente in die Berechnung, verteuert den Umsatz. Erst die Mitte des vorigen Jahrhunderts weist darum Verhältnisse auf, die den Handel als „frei“ bezeichnen lassen, wenn man von der Blütezeit des Römischen Reichs absieht, die dem Gedächtnis der Lebenden entschwunden, politisch nicht mehr ausgenützt werden kann. Damals fielen die Zollschranken, die Verkehrsmittel und die Nachrichtenübermittlung verbesserten sich ungeahnt, einer unbegrenzten Gütermenge aus aller Welt stand ein rasch steigender Inlandsbedarf gegenüber, die durch die Napoleonischen Kriege schwer erschütterte Wirtschaft des Kontinents erholt sich zur Freude und zum Vorteil Englands. Der Handel war damals wirklich frei und konnte frei sein. Warum? Der Bedarf war allgemein überdeckt, und in die Lebensfragen der noch rein agrarischen Staaten griff der Handel nicht ein. Es konnte jeder kaufen, ohne den andern in seinem Lebensstande zu stören, es konnte verteilt werden ohne Prüfung der Verwendung. Was ist nun zeitlich und logisch das Frühere? Was die Ursache, was die Wirkung? Die Gunst der wirtschaftlichen Verhältnisse im allgemeinen oder die Freiheit des Handels? Die Antwort ist klar. Der freie Handel ist Exponent, ist Symptom, ist Erscheinung einer bestimmten Stufe der Gütererzeugung und Verteilung in der Welt. Er ist ohne schwere Schädigung einzelner Teile des Volkes nur so lange und soweit möglich, als Erzeugung und Bedarf in ihrem gegenseitigen Verhältnis einer freien Verteilung nicht im Wege sind. Nun wissen wir Deutsche aber genau, daß wir in absehbarer Zeit ein solches Gleichgewichtsverhältnis nicht mehr haben werden, daß wir unseren Verbrauch nach bestimmten Gesichtspunkten zurückschneiden und froh sein müssen, den notwendigsten Bedarf zu decken. Wir wissen, daß wir noch trüberen Tagen entgegengehen, wenn wir überhaupt am Leben bleiben. Die Sehnsucht nach der guten alten Zeit, in der alles so ganz anders war, ist begreiflich. Aber dann soll man diese Sehnsucht auch richtig nennen und nicht eine ihrer Erscheinungsformen nach vorne schieben, die in der Gegenwart — darüber täusche man sich nicht — als blutiger Hohn auf das Elend der Massen empfunden wird. Darum sollte der „freie Handel“ keine Parteiforderung sein, sondern die Forderung sollte lauten: „Mehr Ware“, damit frei gehandelt werden kann. Dann wäre die Verständigung einfacher und Symptomkuriererei würde vermieden.

Ähnliche Erwägungen über Ursache und Wirkung sind auf rein politischem Gebiet nicht ohne Wert. Unsere demokratischen Ideale stammen aus Amerika und Frankreich, zwei dünn bevölkerten Ländern mit sehr starker Landwirtschaft, wirtschafts- und militärgeographisch überaus günstig gelegen. In beiden ist die demokratische Staatsform eng verbunden mit dem Aufstieg des Staates, mit der Loslösung von England und mit der Abschüttelung des unerträglich gewordenen Feudalismus. Alle großen Erinnerungen sind dort untrennbar vom demokratischen Staatsideal. Auch die beiden französischen Cäsaren haben sich mit ihm abzu-

finden gewußt. Neben der „grâce de Dieu“ stand die „volonté du peuple“. Beide Länder haben in den letzten Jahrzehnten ihre äußere Macht ohne wesentlichen Widerstand gewaltig zu mehren verstanden, sie haben skrupellos und glücklich erobert und ungeheure Gebiete und Rohstoffmöglichkeiten erworben. Die Sonne politischer und wirtschaftlicher Erfolge verklärt diese Demokratien. Und als die innere Entwicklung Englands auch diese alte Aristokratie — oder Oligarchie, wie man will — zwang, hin und wieder demokratische Mäuren anzunehmen, da stand für weite Kreise Deutschlands der Satz vom vorbildlichen Wert dieser Formen fest. Als der Umsturz kam, da schrie man bis weit in die Kreise früher rechtsstehender Intellektueller hinein nach demokratischen Formen westlicher Prägung, nach einem anderen Ausleseprozeß für die Führer, und wie die vielen Dinge heißen, die man in den siegreichen, seit Jahrzehnten von der Gunst des Schicksals getragenen Demokratien ohne weiteres als vorhanden zu unterstellen für gut fand. Man vergaß die alte Weisheit, daß sich eines nicht für alle schickt. Man über sah, daß die westlichen Demokratien inzwischen viele rein deutsche Sonder vorzüge hinübergenommen und während des Krieges unsern alten Zuständen sich rascher angenähert hatten, als wir uns von ihnen zu entfernen bestrebt waren, ganz zu schweigen von der kindlichen Vorstellung, daß die gemeinsame demokratische Verfassung irgend welche außenpolitische Bedeutung in dem Sinne habe, als ob sie die Verständigung zweier Staaten erleichtere. Wir sind so zu der „freiesten“ Verfassung der Welt gekommen, in einem Augenblick, in dem unsere Wirtschaft das unmittelbare Gegenteil der wirtschaftlichen Zustände darstellt, aus denen in den westlichen Staaten ihrer Zeit die Demokratie erwuchs. Bei uns stehen die rein wirtschaftlichen Sachfragen der Produktion und ihres Wiederaufbaues derart im Vordergrund, daß neben ihnen alles andere zunächst zurücktritt. Ein Volk, das nicht weiß, ob es ohne wesentliche Einbuße an Lebenskraft im Sommer noch besteht, hat für die parlamentarische Parole von dem „Feind, der rechts steht,“ nicht mehr die nötige Würdigung. Es ist schwer erträglich, den Erörterungen über formalpolitische Fragen Zeit widmen zu müssen, und man muß denen beitreten, die immer wieder auf die „geistige Unterbilanz“ der Revolution hinweisen und die „Entpolitisierung der Wirtschaft“ durch den Aufbau einer Unternehmer und Arbeiter gleichmäßig erfassenden Wirtschaftsorganisation fordern. Schon im alten Staat war, wie ein geistreicher Sozialist einmal schrieb, mehr das Berliner Tageblatt der Feind des aufbauenden Sozialismus als der Kaiser. Gelingt es unseren westlich denkenden Demokraten nicht bald, den Anschluß an die großen, das Innerste des Volkes aufwühlenden Kräfte zu finden, verarbeiten sie nicht bald den Gedanken der gebundenen Wirtschaft und der organischen Eingliederung der Arbeiterschaft in den Produktionsprozeß, so kann die Erkenntnis, daß die „demokratische Freiheit“ für die weitesten Kreise unseres Volkes ein Witz von gestern ist, sich in Formen auswirken, die der Demokratie nicht sehr zuträglich sind. So sicher die Begriffe der Freiheit und Gleichheit in Amerika als richtige Formeln für harterkämpfte Zustände gelten konnten, so wenig genügen sie allein jetzt mehr. Am Ausgang des 18. Jahrhunderts bedeutete in Frankreich die Befreiung von uralten Bindungen allerdings eine mächtige Förderung der landwirtschaftlichen und damit der gesamten Entwicklung. Man muß sich klar zu machen versuchen, was es voraussetzte und was es bedeutete, wenn St. Just, der Freund Robespierres, allen Ernstes verkünden konnte, der Franzose sei

weder für das Gewerbe, noch für das Armenhaus gemacht. Seine Hand sei nur für das Land und die Waffen geschaffen, nur ein Ackerbauvolf könne tugendhaft und frei sein. Man sieht deutlich, wie die wirtschaftliche Auffassung den politischen Strebungen zugrunde liegt und ihnen die Richtung gab.

Wie ist das bei uns? Die Verfassung enthält kein unmittelbar wirkendes wirtschaftliches Prinzip, das den Anspruch der Neuheit machen könnte. Was da in den Artikeln 151 ff. über das Wirtschaftsleben gesagt wird, ist teils alten Rechtes, teils in der Verwaltung lange anerkanntes Ziel, teils Phrase — mit zwei Ausnahmen in den Artikeln 156 und 165, die von der Gemeinwirtschaft und den Arbeiter- und Angestelltenräten handeln. Hier liegen die Ansätze zu neuen Dingen. Aber wie sind sie gefaßt? Man muß die Zeilen dreimal lesen, um zu ahnen, was gemeint sein könnte. Ein Vergleich mit den nach westlichem Vorbild gearbeiteten Artikeln spricht Bände. Stand den Verfassern klar vor Augen, daß das „Reich“ in nichts zergeht ohne schleunige schaffende Arbeit auf diesen Gebieten? Was soll der prächtige Bau der demokratischen Verfassung, wie er in den vorhergehenden Artikeln nach berühmten Mustern hübsch entwickelt ist, wenn die Artikel 156 und 165 nicht bald zu Leben kommen und über die Verfassung weit hinaus neben den politischen, territorial gegründeten Bau einen sachlich gegründeten Wirtschaftsbau mit ganz neuer Verfassung setzen? Das agrarische Frankreich der großen Revolution konnte sich wie alle Agrarstaaten mit seiner regional unterbauten Organisation begnügen. Ein Landwirt ist dem andern wirtschaftspolitisch gleich; die Landwirtschaft kennt keinen Wettbewerb wie die Industrie, nachbarliche Zusammenfassungen tragen das politische Leben. Anders in unserem Industrie- und Veredelungsland. Wir leben vom Gewerbe, von der „Stoffveredelung“, wir verhungern und erfrieren, wenn die gewerbliche Arbeit und Kapitalbildung stockt. Das böse Wort von den „vingt millions de trop“ ist leider ganz richtig. Das weiß jeder, das wußte auch die Verfassungsgebende Nationalversammlung im Frühjahr 1919. Sie hat aber aus dieser ihrer Wissenschaft nicht die richtige Folgerung gezogen. Man weiß, wie schwer es war, die glücklich aufgenommenen Andeutungen einer neuen Zeit zustande zu bringen. Nun stockt die Ausführung. Das unglückliche Betriebsrätegesetz kann als zu reichendes Mittel nicht anerkannt werden. Es ist eben doch richtig mit der Unterbilanz der Revolution: Die Gedanken einer beruflichen Zusammenfassung aller Erwerbsstände und deren Ausstattung mit bisher staatlich gewesenen Befugnissen, die Gedanken einer Organisation der Arbeit und der Lösung der drängenden Wirtschaftsfragen von dem sachunkundigen, nach rein politischen Gesichtspunkten gewählten Parlament — alles das stimmt eher zu den ganz alten konservativen und den ganz jungen „unabhängigen“ Gedankengängen, als zu den Kreisen, in denen die regierenden Parteien von ihren Häuptern herumgeführt werden. Die Mehrheitssozialisten tragen den Fluch langjähriger Hektarbeit und sühnen ihn bis jetzt mit Unfruchtbarkeit. Leider! Denn ohne sie wird Wirtschaftspolitik auf die Dauer kaum möglich sein. Den Demokraten hängen die Vorstellungen überwundener Wirtschaftszustände zu fest an. Die neuen Gemeinschaftsbildungen passen ihrem Individualismus nicht. Die Herren sollten an den alten Individualisten und Demokraten Alkibiades denken, der von der Demokratie als von einer „anerkannten Torheit“ zu sprechen pflegte, als er sah, daß seine Athener in der Übertreibung von Wahrheiten, die in gewisser Dosis

zu ertragen sind, zu weit gingen. Das Zentrum würde in den wirtschaftlichen Lehren seiner Scholastiker manches finden, was nach praktischer Bewährung gerade heute schreit. Vielleicht, daß bei ihm die Erkenntnis dieser historischen Zusammenhänge in einzelnen führenden Köpfen schon auf dem Marsch ist. Dann würde es sich als erste Regierungspartei von der tragikomischen Vorstellung frei gemacht haben, daß die Demokratie westlicher Prägung Ursache und das Glück die Wirkung sei.



## Potsdam

Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski



ieh deine Schuhe aus, denn das Land, da du stehst, ist heiliges Land! Für jeden, der mit dem Herzen Preuße ist, ist Potsdam solch heiliges Land. Wer aus dem Getriebe der Großstadt kommt, in der alles Gegenwart, alles Augenblickswert ist, in der aller Zusammenhang mit der Geschichte, mit den Voraussetzungen der Gegenwart abgebrochen scheint, deren horizontloses, unabsehbares Häusermeer von gradlinigen, endlosen Straßenfluchten durchschnitten wird, — der atmet auf in diesen stillen Straßen, auf die wuchtige Glockentürme und hohe Kirchenkuppeln ihren Akzent setzen, und sein Blick ruht aus auf den sanft begrüntem Hügeln zwischen den träumerischen Flächen der Havelseen, über die ferne Glockenklänge hinzittern. . . . Statt der Steinwüste eine Landschaft, in der Natur und Kunst sich harmonisch durchdringen, die die anmutigen Horizonte einer unvergleichlichen Geschichte bildet. Welche weltbewegenden Kräfte sind von hier ausgegangen, seit der Große Kurfürst bei dem Fischerdorf an der Havel sein Schloß baute, seit der strenge Zuchtmeister Friedrich Wilhelm der Erste, sein Großsohn und Namensträger, die Garnison- und Heiligegeist-Kirche, das Nabetten- und Militärwaisenhaus und das Holländische Viertel, die Wohnungen für seine „langen Kerls“, baute und den Lustgarten des Schlosses zum Exerzierplatz umwandelte, — lauter Anlagen, die so bezeichnend für seine Regierung wie grundlegend für das ganze fromme, arbeitssame, disziplinierte, wehrhafte Preußen geworden sind! Und dann fällt plötzlich das Licht der Aufklärung in die dunkle Werkstatt der preußischen Größe. Knobelsdorff baut das Stadtschloß um und umgibt den Lustgarten mit seinen anmutigen Säulenstellungen; und auf dem sandigen Windmühlenhügel entstehen die Terrassen und das schmucklos heitere Schloß, in dem der königliche Philosoph sein Leben zwischen Regierungssorgen und Geistesfreuden teilt, eine Stätte, die bis in unsere lieblose, undankbare Zeit hinein ein Nationalheiligtum geblieben ist. Und nach seinem Siege über Europa ersteht in den Parkgründen von Sanssouci mit ihren Marmorgruppen, Tempelchen und Wasserkünsten, die zu Friedrichs Gram nie springen, der prunkvolle Repräsentationsbau des Neuen Palais, auf dessen Turmspitze drei Frauengestalten — angeblich die drei „Unterröcke“, die dem großen König